

**Zeitschrift:** Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen  
**Herausgeber:** Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft  
**Band:** - (1937-1938)

**Artikel:** Veränderungen der afrikanischen Wirtschaftsstruktur unter europäischem Einflusse  
**Autor:** Falkner, F. R.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1092105>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Veränderungen der afrikanischen Wirtschaftsstruktur unter europäischem Einflusse

*Von Dr. F. R. Falkner*

Nachdem das Innere des afrikanischen Kontinentes verhältnismäßig spät in den Machtbereich des Abendlandes gelangt ist, erfolgt seine politische und wirtschaftliche Durchdringung dafür mit um so größerer Heftigkeit. Durch jahrhundertelange Tradition geweihte Zustände werden nun im Verlaufe weniger Jahre von Grund auf verändert, sobald der Europäer das betreffende Gebiet seiner Niederlassung oder auch nur seines Interesses für würdig erachtet. Nur dort, wo die Ausbeutung der montanen und agrarischen Güter unrentabel erscheint, kann sich das Afrika der Afrikaner noch einigermaßen unberührt erhalten. Einigermaßen – denn überall besitzt heute der Kolonialherrscher die Macht, durch Verbote und Gebote direkt in die Lebensverhältnisse von Volk, Stamm und Familie entscheidend einzugreifen.

Von vornherein muß anerkannt werden, daß dieser Einfluß an sich weder gut noch böse ist – genau so, wie es auch mit den durch ihn abgelösten Verhältnissen einheimischer Herrschaft der Fall war. Geradezu segensreich haben sich zum Beispiel die Beseitigung des Sklavenhandels auf Rechnung Weißer und die Unterdrückung der Stammesfehden und Raubzüge, mit denen namentlich die Nomaden die seßhaften Ackerbauer terrorisierten, sowie die Bekämpfung der tropischen Seuchen durch die europäischen Mächte erwiesen. Andererseits müssen wir zugeben, daß gerade die Schlafkrankheit erst durch die Truppenbewegungen auf den kolonialen Nebenschauplätzen des Weltkrieges so stark verbreitet wurde, und daß die Verwendung der afrikanischen Eingeborenen in diesem und dem spanischen Kriege ebenso unsinnig war wie die Propagierung von Importspirituosen oder europäischer Kleidung.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Auf welche Seite die ebenfalls vor allem von Europäern betriebene Christenmission zu rechnen ist, hängt ganz und gar von der Art ihres Vorgehens ab. Der Basler Afrikaforscher und Geographieprofessor Jaeger bezeichnet es grundsätzlich geradezu als Pflicht der Kolonialmächte, den Eingeborenen damit einen Ersatz zu verschaffen für die ihnen im Kontakt mit der abendländischen „Kultur“ fragwürdig gewordenen moralischen Werte.

Das Ziel der vorliegenden Abhandlung ist es nun, die Folgen dieses europäischen Vorstoßes in den wichtigsten afrikanischen Wirtschaftszweig, die *Landwirtschaft*, zu verfolgen.

1. *Beginnen wir mit einigen der wirtschaftlichen Entwicklung günstigen Auswirkungen:*

a. Die *Ermöglichung der Viehzucht* für den schwarzen Ackerbauer wenigstens in jenen Gebieten, die der Rinderpest nicht ausgesetzt sind. Diese bilden in ihrer Erstreckung über alle afrikanischen Hochländer und weite Steppengebiete einen sehr beträchtlichen Bereich, der je und je von den herumschweifenden Hirtenvölkern der Beduinen, Tuareg, Massai, Fulbe, Zulus, Hereros usw. nur sehr extensiv genutzt wurde. Dagegen bemühten sich diese Nachfahren Kains mit großem Erfolge, die Ansiedlungen der Sudanesen- und Bantubauern zu plündern und namentlich auch den bescheidensten Anfang eines Viehstandes wegzuführen. Dies ist ihnen heute verunmöglicht, und so hat sich in wenigen Jahren zum Beispiel mancher der ehemals von den viehzüchtenden Bahima (Watussi) Ruandas und Ugandas beherrschten Baherabauern selber eine große Viehherde zugelegt. Freilich dient dieser neue Reichtum vorläufig erst dem Ansehen seines Besitzers, während das Wirtschaftsleben nach wie vor auf dem Ackerbau beruht; doch sollte es allmählich doch gelingen, beide Zweige zu gegenseitiger Förderung in der *Mischwirtschaft* zu verbinden, in welcher einsichtige Fachleute die beste Möglichkeit zur immer dringenderen Erweiterung der afrikanischen Ernährungsbasis erblicken (5 u. a. m.).

b. Eine bedeutende Förderung erlebte die Viehzucht aber auch durch die *Eingewöhnung fremder Viehrassen* in verschiedenen Regionen Afrikas. So hat man das schon von den Arabern in den Saharagürtel gebrachte Kamel neuerdings in die Kalahari verpflanzt, und umgekehrt erging es eine Zeitlang mit dem Strauße. Während der höchsten Blüte der Federmode entstanden sogar in Algerien aus Südafrika belieferte Straußenfarmen, die allerdings mit dem jähen Geschmacksumschwung so gut wie diejenigen des Kaplandes dem Untergange anheimfielen. Der neue Reichtum der Union dagegen, das Wollschaf, wurde z.T. auf dem Umwege über Australien aus Europa eingeführt, von wo auch das Burenrind stammt, welches stellenweise den Kafferbüffel geradezu verdrängt hat. In Süd-Rhodesia hatte 1889 die Rinderpest den gesamten einheimischen Viehbestand dahingerafft; er ist heute durch die widerstandsfähigeren Europäer- und Burenrassen ersetzt worden. Eigenartigerweise hat das zu verschiedenen Malen durch Seuchen vernichtete ägyptische Rindergeschlecht

nach der Wiedereinführung aus Vorderasien im Verlaufe weniger Generationen immer wieder die alten, also landes- und nicht arteigenen Wuchsformen entwickelt, so daß wir hier wenigstens nicht von neueingeführten Rassen sprechen wollen.

c. Eine große Anzahl von *Kulturpflanzen* ist durch europäische Händler, Beamte oder Siedler entweder von einem Gebiete Afrikas in das andere oder überhaupt neu in den schwarzen Erdteil eingeführt worden. Einzig für die Gewürznelke Sansibars kommt das Verdienst den Arabern zu, *Europäer* aber waren es, die Weinstock, Citrusgewächse, Ölbaum, Dattelpalme und Weizen von Nordafrika nach dem Kaplande oder den abessinischen Kaffee nach Liberia und ganz Ostafrika verpflanzten. Die Getreide und Gemüse ihrer Heimat bringen sie gegenwärtig zusammen mit dem äthiopischen Teffkorne in die tropischen Hochländer Afrikas; aus Asien holten sie das Zuckerrohr, den Bergreis, mit dessen Anbau die französische Regierung der beständigen Hungersgefahr im Fouta Djalon von Guinea begegnete, und den an zahllosen überschwemmbarren Senken verbreiteten Sumpfreis. Die Neue Welt aber lieferte durch die Vermittlung der *Europäer* Batate, Yams und Erdnuß, die eine solch wichtige Rolle in der Ernährung der Eingeborenen Afrikas übernehmen sollten, sodann den Mais, den Reichtum Transvaals, und den an der Goldküste ausschlaggebenden Kakao.

Kautschukliefernde Gewächse kennt man zwar auch aus Afrika, wo sie längere Zeit eifrig durch Sammelwirtschaft genutzt wurden; der in Plantagen angebaute Kautschukbaum aber ist meist die edlere *Hevea brasiliensis*. Auch die im Sudan heimische Baumwolle konnte den Anforderungen europäischer Konsumenten nicht genügen, an ihre Stelle trat ein amerikanisches *Gossypium*. Die beständige Verbesserung der ägyptischen Baumwolle, der senegalesischen Erdnuß und des nordafrikanischen Weizens sind ohne die von *Europäern* geleiteten unablässigen Versuche undenkbar; auch die Ölpalmenkultur Nigerias wird unter dem Drucke der raffinierten Auslese und Züchtung in Niederländisch Indien in den nächsten Jahrzehnten eine wesentliche Wandlung durchmachen müssen. Kurz, man darf ruhig behaupten, daß keines der heute auf dem Weltmarkte wichtigen afrikanischen Bodenprodukte sich dem maßgebenden Einflusse des weißen Kolonisators entziehen konnte.

Besonders interessant wird der Vorgang der *Produktionsverpflanzung* dann, wenn er dem *Ackerbau* solche Gebiete zugänglich macht, die ihm zuvor verschlossen waren. Dies ist in dem größten Teile des senegalesischen Erdnußgebietes, dem sogenannten Ferlo, sodann des schon erwähnten

Fouta Djalon und des anglo-ägyptischen Sudans und im ganzen vorher überhaupt unbesiedelten Hochlande von Kenia der Fall. In Südwestafrika dachte früher mit einziger Ausnahme der Ovambo im äußersten Norden niemand auch nur an die Möglichkeit des Regenfeldbaus; die Hottentotten begnügten sich mit dem Anbau einiger Tabakstauden an den Wasserstellen. Nichtsdestoweniger unternahmen die deutschen Kolonisten Anbauversuche – nicht zur Gewinnung eines Ausfuhrproduktes, als welches doch nur Mineralien und Vieh in Frage kamen – sondern zur Verbilligung ihres eigenen Lebensunterhaltes. Nur von Milch und Fleisch, wie die Eingeborenen, vermochten sie nicht zu leben; die eingeführten Feldfrüchte aber wurden durch den Transport fast unerschwinglich teuer. Also blieb nichts anderes übrig, als sich diese Lebensmittel durch eigene Produktion zu verschaffen, und es erwies sich dabei, daß sogar der Regenfeldbau im ganzen Gebiet des Otaviberglandes und des Kalahari-Vorfeldes mit Hilfe wassersparender Methoden durchführbar und lohnend war. Auch die weniger günstig gelegenen Farmen in den übrigen Distrikten haben nun jede ihr künstlich bewässertes Getreide- und Gemüsefeld, und sogar die Eingeborenen haben sich teilweise dem Ackerbau zugewandt; an der äußersten Grenze des Möglichen betreibt die Betschuanenmission von Aminuis heute ausgedehnten Regenfeldbau!

d. Die europäischen Kolonialmächte geben sich auch ehrliche Mühe, den Eingeborenen *verbesserte Methoden* des Landwirtschaftsbetriebes beizubringen und die verhängnisvolle Savannenbrandkultur sowie den düngungslosen Raubbau einzuschränken. Die Verbreitung des ursprünglich nur den Afrikanern weißer Rasse (Hamiten und Semiten) bekannten *Pfluges* unter den Negern machte in englischen und französischen Kolonien schon beträchtliche Fortschritte. Diese Technik selber ist ja vielen Schwarzen nicht ganz fremd, da eine ganze Anzahl der in Afrika gebräuchlichen „Hacken“ ihrer Form nach zum Ziehen und nicht zum Hauen bestimmt sind<sup>1</sup>, so daß nur das Anspannen des Rindes als wesentliche Verbesserung dazu kommt.

Den damit erreichten Vorteilen können natürlich die nur durch gedankenlos-schematischen Mißbrauch entstandenen Schäden nicht gegenübergestellt werden. So öffnete die allerdings bequemere Furchung abschüssiger Felder von oben nach unten anstatt in horizontalen Streifen der Abluvion (der soil-erosion der Engländer) buchstäblich Tür und

---

<sup>1</sup> Diese Vermutung, die ich das erstemal angesichts der im st. gallischen ethnographischen Museum ausgestellten Massai-Hacke faßte, fand ich durch Roscoe wenigstens für das Volk der ugandischen Bunyoro bestätigt.<sup>1</sup>

Tor, was sich sowohl in Kenia wie in den westindischen Antillen gezeigt hat.<sup>2</sup>

Im Zusammenhang mit dem Pflugbau fördern die kolonialen Verwaltungen auch die intensive Agrarwirtschaft mit Vieh- und Gründüngung,<sup>3</sup> sodann das Trockenfarmsystem<sup>4</sup> und unter den Hirtenstämmen die Aufnahme des Ackerbaus. Sofern diese Einmischung in die altgewohnten Verhältnisse Erfolg haben soll, muß sie allerdings mit viel Takt geschehen und auf die bestehenden Sitten und Gebräuche Rücksicht nehmen. Besonders empfiehlt sich die Übernahme des Pachtwesens, wie es zum Beispiel in Französisch Guinea schon ehemals zwischen den schwarzen Häuptlingen und tüchtigen Vasallen bestand, durch europäische Landgesellschaften und Großgrundbesitzer. Um nämlich die Vorzüge des Riesensbetriebes mit denjenigen des Eigenbaues zu verbinden, lassen kapitalkräftige Unternehmer riesige Ländereien mit den modernsten Maschinen instandsetzen, überlassen deren Pflege den Eingeborenen und beziehen für ihre Mühe einen Teil der Ernte,<sup>3</sup> ein auch in Uganda mit Erfolg angewandtes Verfahren. Auf solche Weise gelingt zuweilen, was jahrzehntelang mit andern Methoden umsonst erstrebt worden war: Der Schwarze fühlt sich von dem Europäer unterstützt und nicht beeinträchtigt; und nun zeigt er großen Eifer, den Weißen möglichst viel von ihren Geheimnissen abzuschauen, selber Pflüge und sogar kompliziertere Maschinen anzuschaffen und sein Feld so rationell wie nur möglich zu bestellen.

Durch die Errichtung *landwirtschaftlicher Schulen* für Eingeborene wird dieses Bestreben von den Kolonialregierungen nach Kräften gefördert. Ganz besonders zu bewähren scheinen sich die von den Engländern eingeführten, durch einheimische Ackerbaulehrer oder besonders willige und geschickte Bauern bewirtschafteten *Musterfelder*, sofern auf diesen wirklich nur wohl ausprobierte und auch für den Eingeborenen durchführbare Methoden zur Anwendung kommen.<sup>5</sup>

Hübsch schildert Melville Chater,<sup>6</sup> wie ein Ackerbauinstructor in Süd-Rhodesia den Eingeborenen die Vorzüge des Trockenfarmsystems klarzumachen sucht: „Wenn der Deckel auf dem Topfe sitzt, kann kein Regen hineinfallen. Genau so ist es mit der durch eine Kruste verschlossenen Erde! Darum wollen wir diese vor dem Regenfall aufpflügen, am Ende der Regenzeit aber wieder mit einer Lockerschicht zudecken, damit das Wasser wohl hinein, aber nicht mehr hinaus kann!“

Auch die Franzosen haben eine Anzahl Musterfarmen errichtet, wo die Handhabung des Pfluges, die Verwendung von Zugvieh und die Düngung des Bodens gezeigt wird. In Westafrika verteilt die Regierung sogar

unentgeltlich Pflüge an die Eingeborenen, und intelligente junge Neger werden in Frankreich selber im rationellen Ackerbau ausgebildet. Aber der Erfolg entspricht den großen Anstrengungen wenig: Vater und Großvater des gebildet und eingebildet zugleich zurückkehrenden Sprößlings lehnen es ab, dessen Ratschläge zu befolgen, und bleiben der alten Sitte treu. Bessere Resultate ergab die Verpflanzung von ganzen Familien in Musterfarmen für einen längeren Aufenthalt. Als lange übersehene Hauptschwierigkeit in der Verbreitung mechanischer Hilfsmittel, gerade auch des Pfluges, erwies sich die Unmöglichkeit, beschädigte Stücke wieder reparieren zu lassen. Deshalb muß man fürderhin dem Eingeborenen nicht mehr mit dem komplizierten Selbsthalterpflug kommen, sondern ihn zunächst mit den einfachsten Systemen vertraut machen, die er im Notfall selber wieder instandsetzen kann.<sup>7</sup>

Auch aus andern Gründen führten zuweilen auch die bestgemeinten Belehrungen zu Mißerfolgen, sobald sie mehr der Theorie als der Praxis entsprangen, und es empfiehlt sich, vor der Einführung von Neuerungen zuerst die durch Jahrhunderte hindurch erprobte einheimische Methode zu studieren, bevor man sie abschätzt. In Französisch Nigeria bei Tahoua treiben zum Beispiel die Eingeborenen eine geradezu idyllische Art der Bodenbearbeitung. Herren und Knechte arbeiten bei Hochbetrieb zwei Stunden täglich, und dennoch ernten sie bis zum 40fachen Ertrag des Saatgutes,<sup>8</sup> während in Frankreich selber die Ernte das 30–40fache kaum übersteigt. Dafür ist in erster Linie natürlich das veränderte Klima verantwortlich. Als man aber in Nigeria selber versuchte, mit Hilfe des Pflugbaues noch größere Erträge herauszuwirtschaften, führte dies zu einem vollkommenen Mißerfolg: Die Saat lag in den Pflugfurchen zu tief, sie kam deshalb viel zu spät an die Oberfläche – gerade recht, um bei Eintritt der Trockenzeit ohne jeglichen Fruchtansatz zu verdorren.<sup>9</sup> Daß dieses Vorkommnis keine Empfehlung für die europäischen Methoden bedeutete, liegt auf der Hand, obwohl nicht die Verwendung des Pfluges an sich, sondern die falsche Anwendung desselben zu dieser Blamage geführt hatte. Richtige Verwendung des Pfluges ist namentlich geeignet, die so häufig raren Arbeitskräfte zu sparen; ein einziges Gespann von zwei Rindern, das durch einen Mann und einen Knaben bedient werden kann, ersetzt 12–15 Hackbauern, wobei der Boden erst noch viel tiefer aufgewühlt wird als durch die Handarbeit.<sup>3</sup>

e. Eine unbeabsichtigte, aber nicht weniger tiefgreifende Förderung der Landwirtschaft besteht in der Schaffung *neuer lokaler Absatzgebiete* in Form der erst durch die Europäer entwickelten oder gar neu gegründeten

Verwaltungs-, Handels- und Minenzentren. Der schon erwähnte Ackerbau des Otaviberglandes (Südwestafrika) entstand und gedieh namentlich dank der starken Nachfrage nach Lebensmitteln durch die weiße und schwarze Belegschaft der Kupferminen von Tsumeb, die noch saisonweise durch „Schwabengänger“ aus Amboland sehr beträchtlich vermehrt wurde, während die Stilllegung der Grube im Gefolge der Kupferrestriktionen wieder einen Rückgang auch des Ackerbaues und eine Umstellung auf die Zucht von Export-Schlachtvieh zur Folge hatte. So ist auch mit der Minenindustrie des Witwatersrandes, Rhodesiens, Katangas und Loandas ein kräftiger Aufschwung der Landwirtschaft verbunden. Die Grubengesellschaften des belgischen und portugiesischen Casailandes errichteten nicht weniger als 22 Großfarmen – übrigens unter Leitung eines schweizerischen Kulturingenieurs, Herrn Buser von Sissach –, wo unter Aufsicht von 30 Weißen 4000 Schwarze die zur Verpflegung der 500 weißen Beamten und 30 000 eingeborenen Arbeiter der Diamantminen notwendigen Lebensmittel beschafften.

f. In den meisten Fällen aber tritt der *Welthandel* nicht nur indirekt auf dem Umwege über die Minenproduktion mit der umgestalteten afrikanischen Landwirtschaft in Berührung, sondern unmittelbar als ihr Auftraggeber und Kunde, handle es sich nun um die Baumwollkultur an Nil und Niger während des letzten Jahrhunderts, den Kaffeebau Liberias und Ostafrikas, die Kakaopflanzungen der Goldküste, die Palmölproduktion Nigerias, die Koprage Gewinnung aller tropischen Küsten, die Kautschuksammlung und Anpflanzung am Kongo und bei Monrovia, die Erdnußkulturen Senegambiens und Ostafrikas während der letzten Jahrzehnte und die Sisalplantagen in Kenia und Tanganjika während der letzten Jahre. Damit ein Gebiet an den Weltmarkt angeschlossen werden könne, ist allerdings die Überwindung jener *verkehrstechnischen Schwierigkeiten* erforderlich, die Afrika so lange zum „dunkeln Erdteil“ gestempelt haben: Erst die Errichtung der Bahnlinien Dakar-Kayes und Louga-Linguères machte die innern senegalesischen Distrikte zur Erdnußkultur geeignet;<sup>3</sup> der Bewässerungsbau in der Gezireh wie der Regenfeldbau in Kordofan exportieren ihren Baumwollertrag auf der Bahnlinie Port Sudan-Khartum-Sennar-El Obeid, der Beiname „Baumwollbahn“ für die Linie Mombasa-Nairobi-Uganda ist für Zweck und Bedeutung dieser Verkehrslinie bezeichnend. Aber auch aus andern Gründen errichtete Verkehrsadern können mit oder ohne Absicht ihrer Erbauer zur agrarischen Erschließung einer Provinz beitragen, wie es außer den allgemein bekannten Beispielen der amerikanischen Pacific Railways auch der Fall der

Katanga-Lobitobahn beweist. Ursprünglich sollte sie nur dem Abtransport der Erze aus Belgisch-Kongo dienen, aber in kurzer Zeit erfolgte fast ihrer ganzen Erstreckung entlang eine beträchtliche Verdichtung der Bevölkerung und Ausdehnung des Ackerbaues. Noch günstiger ist es natürlich um die Ufer schiffbarer Flüsse und die Meeresküsten bestellt, die deshalb denn auch schon viel länger erschlossen sind und in der Konkurrenz mit dem schwerer zugänglichen Hinterlande bei gleicher Qualität des Produktes stets Sieger bleiben. Die Bananen Madeiras und der Kanaren, die Trauben, Oliven und Agrumen Nordafrikas, die Palmöle Nigeriens, der Kaffee Liberias und Tanganjikas, der Kakao der Goldküste, die Gewürznelken Sansibars, sie alle verdanken ihre hochentwickelte Kultur dem durch billige Seetransporte erleichterten Absatz in Europa.

Mit diesem *Anschluß an den Weltmarkt* haben wir nun das *Leitmotiv* aller kolonialen Ökonomie voll angeschlagen, das in allen bisherigen Ausführungen versteckt mitklingt. Er bedeutet nichts weniger als die völlige Umwälzung der gesamten bisherigen Wirtschaftsstruktur Afrikas, die mit Ausnahme weniger Handelsvölker (Araber, Suaheli, Haussa; Sklavenhandel!) auf größtmöglicher Autarkie jedes Landes, ja sogar jedes Dorfes beruhte. Daß die Produktion nun in erster Linie auf den Verkauf zugeschnitten wird, ist eine Selbstverständlichkeit für die *Plantagen der weißen Farmer*. Abgesehen von den Buren und Hugonotten, welche in Afrika eine neue Heimat suchten, betrachten sie sich als nichts anderes denn als Glieder und Vorposten des europäischen Wirtschaftssystems, das sie nur mit einer den veränderten Umständen entsprechend variierten Technik, aber mit genau den gleichen kapitalistischen Grundsätzen (möglichst hohe Rendite eines jeden angelegten Kapitals, Berechnung aller wirtschaftlichen Werte in Gold) aufrecht erhalten. Auch die im Dienste dieser Farmer stehenden eingeborenen Arbeitskräfte, deren Angehörige und mittelbar auch die mit den einen oder andern in Geschäftsbeziehungen stehenden Einheimischen sind damit der abendländischen Ökonomie ein- und angegliedert. Aber ihr Bereich geht noch viel weiter, denn außer diesen zwar krassen und auffälligen, aber räumlich doch sehr beschränkten Einflüssen, die keine 5 % der wirtschaftlich tätigen Afrikaner umfassen, werden auch alle andern *eingeborenen Bauern* Afrikas dem Welthandel indirekt tributpflichtig. Die Kopfsteuer ist das Zaubermittel, mit dem auch die tiefste Verankerung in die autarke Tradition gesprengt werden kann. Denn um diese mehr oder weniger bescheidene Summe aufzubringen, bleiben dem Pflichtigen nur drei Möglichkeiten, die alle auf das gleiche hinauslaufen: Der Eintritt in die Dienste eines zahlenden Herrn, sei er

Farmer, Kaufmann oder Beamter, Verkauf eines Bodenproduktes an Händler, oder schließlich Abgabe desselben an Zahlungsstatt an die Steuerbehörde. Da nur ganz bestimmte Feldfrüchte angenommen werden, bestimmt somit der Welthandel die Art der Agrarproduktion, während gleichzeitig das Prinzip des Anbaus nur zur Deckung des eigenen Lebensbedarfes durchbrochen ist.

Da auch dies noch nicht genügt, haben findige Händler schon längst und stellenweise mit großem Erfolg versucht, in den Eingeborenen das Bedürfnis nach Gütern zu wecken, die sie nicht selber zu erzeugen imstande sind, wie Zündhölzer, Taschenmesser, Spiegel, europäische Kleidungsstücke, Schnaps, Grammophone; denn der Afrikaner kann sich diese nur durch Lieferung eines vom Händler begehrten Austauschproduktes erwerben.

2. *Damit sind nun aber auch neben den zunächst erwähnten günstigen Wirkungen schwere Nachteile verbunden:*

a. Die erzwungene oder spontane Bevorzugung des von der Weltwirtschaft mit klingender Münze bezahlten Produktes hatte oft einen schweren *Rückgang der Erzeugung für eigenen Bedarf* zur Folge: Der ägyptische Fellache zieht langstaplige Baumwolle, von der vermutlich keine einzige Faser zur Bedeckung seiner eigenen Blöße dienen wird; er zieht Zwiebeln zur Herstellung des Whisky, an dem er sich als frommer Moslim niemals selber berauscht. Dafür mußte Ägypten z. B. 1925 für über 4 Millionen £ Getreide und Mehl einführen. Der Senegalneger genießt von der kultivierten Erdnuß höchstens einen unbedeutenden Bruchteil und in Notzeiten die Ölkuchen, um sich im übrigen mit meist aus Asien importiertem Reis zu ernähren. So schränkt auch in den besser erschlossenen Distrikten des Sudans die Kultur von Erdnuß, Sisal und Baumwolle allmählich den einheimischen Sorghum- und Hirsebau ein. Diese Beeinträchtigung ist weniger auf den *Mangel* an Ackerland als auf diejenigen *an Arbeitszeit und -kraft* zurückzuführen; ihre Wirkung geht aber bis zur ausgesprochenen Hungersnot. Denn dem Schwarzen ist die Rentabilitätsrechnung ein Buch mit sieben Siegeln, er widersteht darum auch schwer der Versuchung zum Verschwenden des ihm nach Entrichtung der Kopfsteuer verbliebenen baren Geldes. Nach einer kurzen Periode des Schwelgens im Überflusse bleiben ihm keine Mittel für den Ankauf von Nahrungsmitteln mehr übrig, und nun beginnt bis zur neuen Ernte ein kümmerlicheres Leben, als dies unter der primitiven, dem Eingeborenen verständlichen autarken Wirtschaft der Fall war.<sup>10</sup>

b. Soll dieser Nachteil vermieden werden, so hilft nur eine Intensivierung oder dann eine Ausdehnung des Ackerbaus auf größere Flächen. Damit ist aber eine Einschränkung der natürlichen Vegetationsdecke verbunden, die bisher die kleinen Felder umrahmt und gegen die Abluvion geschützt hatte. Auf den vergrößerten Feldern hat diese nach der Ernte viel leichteres Spiel, vor allem wenn nicht gleichzeitig das verhängnisvolle Raubbausystem durch die bessern Methoden ersetzt wird. Die *Bodenverschlechterung* macht denn auch aus diesen und andern Gründen rapide Fortschritte, die geradezu um die afrikanische Ernährungsbasis fürchten lassen.<sup>5</sup>

c. Die von den Kolonialverwaltungen ehemals stark geförderte, um nicht zu sagen geforderte *Monokultur* des einen oder andern von der Industrie der Metropole besonders begehrten Rohstoffes hat mit dem Einbruch der Wirtschaftskrise und *Preisstürze* bei Europäern und Eingeborenen schwere Verheerungen angerichtet. Auch aus andern Gründen warnt Perrot ernstlich vor deren weiteren Propagierung, denn erstens wird auf solche Art der Boden besonders rasch und gründlich ausgesogen, und zweitens fördert sie das Aufkommen und die Verbreitung von Parasiten.<sup>3</sup>

d. Eine furchtbare Gefahr der europäischen Einmischung in das Wirtschaftsleben der Eingeborenen liegt in dessen unlöslicher Verbindung mit dem gesamten moralischen und religiösen Erleben. Alle Versuche, den Schwarzen von seiner bisherigen Wirtschaftsform abzuziehen, stellen ebensoviele Angriffe auf seine *Weltanschauung* dar, die im Falle des „Erfolges“ in Trümmer gehen muß. So entstand das schwarze Proletariat der südafrikanischen Minendistrikte, das seine Stammeszugehörigkeit und -Eigenart verloren, von den Weißen dafür namentlich die Laster übernommen hat. Ähnlich steht es mit den „Hosenniggern“ der afrikanischen Küstenstädte, denen die ehrliche Feldarbeit ihrer in der Heimat zurückgebliebenen Verwandten ein Greuel ist: ein unglückliches Volk, dem mit dem Fetisch der ganze Halt genommen wurde, ohne daß es in einer anderen Religion einen Ersatz gefunden hätte. Es wird aller Anstrengung der europäischen Lehrer und Offiziere bedürfen, um dieser unheimlichen Zerstörung der einheimischen Kultur durch das unverstandene (oder nur zu gut verstandene) europäische Beispiel Halt zu gebieten, oder wenigstens an Stelle der rettungslos vernichteten neue Werte zu schaffen.<sup>3</sup> Eine Grundbedingung dazu ist allerdings, daß solche in der weißen Rasse selber lebendig und nicht nur in Bibliotheken archiviert sind.

### 3. Wie verhält sich nun der Eingeborene zu dieser Kommerzialisierung seines Lebens?

Hier ist ein großer Unterschied zwischen den verschiedenen Rassen zu beobachten. Der mediterranide und orientalide Weiße Nordafrikas kennt sie schon seit Jahrtausenden und hat sich völlig damit abgefunden; sie ist so gut ein Kennzeichen des *semito-hamitischen* wie des *indogermanischen Kulturkreises*. Vor allem auf der religiösen Grundlage des Islam stößt jener mächtig nach Innerafrika vor und beeinflusst das wirtschaftliche Denken der Sudanneger, aber auch schon der Bantu, namentlich wenn diese von Hamiten durchsetzt sind. So führte die zuerst freilich auch mühsame Einführung der Baumwollkultur in den Nubabergen Kordofans zu einem vollen Erfolg. Der aus dem Verkauf der Ernte gelöste Ertrag rief einer wahren Begeisterung für den Anbau dieses lohnenden Produktes. Damit hatte auch die Regierung ihren Zweck erreicht: die politisch-militärische Befriedung der vorher sehr unruhigen Dar Nubas.<sup>15</sup>

Ganz anders ist die Einstellung des richtigen *Schwarzen*. Er kann das ewige Arbeiten und Verdienen des Europäers einfach nicht begreifen. Die Mittel zur Erfüllung oft noch nicht einmal geborener Wünsche unter Verzicht auf den Genuß an der Gegenwart zu beschaffen, ist nicht seine Sache. Ihm genügt es, seine unmittelbar dringenden Bedürfnisse befriedigt zu sehen; die Zukunft läßt er für sich selber sorgen, – freilich mit dem Erfolg, daß zum Beispiel viele Sudanneger in den letzten Monaten der Trockenzeit nicht mehr genug zu essen haben und alle Anzeichen der Unterernährung aufweisen. Wie schwer er sich dazu bringen läßt, andere Produkte anzubauen, als deren er zu seiner eigenen Nahrung bedarf, dies bezeugen Obst für Tanganjika,<sup>11</sup> Duisburg für die Kanuri<sup>12</sup> und Brendel<sup>13</sup> und Roscoe für Uganda, wo die Baumwollkultur der Eingeborenen gerade so weit getrieben wird, als die Beschaffung der Steuersumme erheischt. Das Steuerzahlen ist nämlich diesen Schwarzen die einzig geläufige Verwendung baren Geldes, da ihre übrigen Bedürfnisse in natura befriedigt werden können.<sup>1</sup> Wurden nicht 1934/35 noch 15 % der Baumwollernte des Langodistriktes in Uganda auf dem Felde verbrannt, da der Ertrag die Steuersumme um soviel überstieg!<sup>14</sup>

Immer wieder erschallt deshalb auch die Klage der europäischen Plantagenbesitzer, daß der faule Schwarze trotz des verheißenen Lohnes keinerlei Lust bezeuge, auf ihren Farmen zu arbeiten. Auch der ehemalige Gouverneur der französischen Nigerkolonie, Abadie, berichtet von den Haussa, sie seien zwar vorwiegend Händler und Handwerker, namentlich sehr eifrige Mechaniker, Chauffeure und Maschinisten, aber auch ge-

schickte Ackerbauer, die sogar den kärglichen, in Vertiefungen zusammen-gelaufenen Niederschlägen des französischen Nigeria eine Sorghumernte abzugewinnen vermöchten.<sup>9</sup> Dennoch schilt sie der gleiche Verfasser als faul und ohne Vorsorge. Indessen sind die ethischen Urteile Abadies nicht ganz zuverlässig, bezeichnet er doch auch den Islam als moralisch wertlos, weil er sich der französischen Herrschaft eher ablehnend gegenüberstelle. Namentlich die Haussa aber zeigen für den Segen der Kolonisation kein Verständnis und waren gar nicht leicht zu unterwerfen, was den Offizier Abadie in seiner Stellungnahme stark beeinflußt haben dürfte. Sollte es mit dem Vorwurf der Faulheit nicht die gleiche Bewandnis haben, wie sie der Bearbeiter des westafrikanischen Handbuchs<sup>7</sup> ganz allgemein erläutert: Die „Schwarzen“ nehmen, durch keine Notwendigkeit dazu gezwungen, sehr ungern Arbeit auf den Europäerfarmen an, die infolgedessen zur Saat- und Erntezeit von Erdnuß und Baumwolle häufig in große Schwierigkeiten kommen. Auf eigenem Grund und Boden erweisen sie sich aber als geborene Ackerbauer, die ihr Land lieben und ganz zu Unrecht als faul verschrien sind.

Am tiefsten greift die Umwandlung in das Leben der noch *fetischistischen oder totemistischen Natur- und Halbkulturvölker* ein, wo denn auch der Widerstand sich am stärksten fühlbar macht. Denn diesen ist die altgeübte Wirtschaftsweise in Fleisch und Blut, in Seele und Glauben eingegangen. Der nicht durch die Kultur blasierte Mensch empfindet noch die Bedeutung jeder im Kampfe ums Dasein geübten Fertigkeit. Er ist erfüllt von Dankbarkeit, Verehrung und zuweilen auch Furcht gegenüber den Vorfahren, die solche Künste erfunden und gelehrt haben. Seiner Abhängigkeit von einer höhern Macht ist er jederzeit noch voll bewußt, darum werden auch alle seine Verrichtungen auf diese bezogen und als von ihr gefordert betrachtet. Der Übergang zu einer andern Wirtschaftsform, ja, schon der Verzicht auf das jede Tätigkeit begleitende Ritual bedeutet dann nicht nur ein Verlassen alter lieber Gewohnheit, sondern Auflehnung gegen diese höhere Macht – Sünde!<sup>15, 3, 5</sup> – So ist es zum Beispiel in Tanganjika verschiedentlich vorgekommen, daß unter dem Einflusse eines bedeutenden Medizinmannes die beinahe zur Ernte reifen Erdnußfelder angezündet oder die Maniokpflanzen ausgerissen wurden,<sup>16</sup> während Max Eyth eine ähnliche Geschichte aus dem Ägypten des letzten Jahrhunderts in „Hinter Pflug und Schraubstock“ zu berichten weiß. Die Dorfbevölkerung macht sich nachts daran, die jungen Baumwollkeime auszuzupfen, so daß sie scheinbar unberührt im Boden stehen, aber doch von den Saugwürzelchen losgerissen sind und deshalb ohne

ersichtlichen Grund eingehen. Obwohl es sich hier nicht um primitive Fetischisten, sondern um kultivierte Mohammedaner handelt, wird die Ursache dieses Bemühens wohl eher in religiösen Befürchtungen als in der orientalischen Trägheit liegen, die der Mechaniker-Dichter dafür verantwortlich macht.

Angesichts der im ersten Abschnitte angeführten Vorteile und der gegenwärtig unbezwinglichen Übermacht aller wirtschaftlichen Belange wäre es ein Kampf gegen Windmühlen, wollte man der Eingliederung Afrikas in die Weltwirtschaft Hindernisse in den Weg legen. Wohl aber dürfen wir das eine hoffen, daß die ihrer Verantwortung auch gegenüber den afrikanischen Untertanen bewußten Regierungen mit jenem rücksichtsvollen Takte vorgehen, der auch mit der *Seele* und nicht nur mit den *Gliedern* des Eingeborenen rechnet, um diese unheilvollen psychologischen Wirkungen einzuschränken.

### Literaturverzeichnis

- <sup>1</sup> *Roscoe*, The Soul of Central Africa, London 1922.
- <sup>2</sup> *Chevalier*, *Les Iles du Cap Vert* (Revue de Botanique appliquée et d'Agronomie Tropicale), Paris 1935.
- <sup>3</sup> *Perrot*, Sur les Productions Végétales, Indigènes ou Cultivées, de l'A.O.F., Lons-le-Saunier 1929.
- <sup>4</sup> *Falkner*, Beiträge zur Agrargeographie der afrikanischen Trockengebiete, Stuttgart 1939.
- <sup>5</sup> *Faulkner-Mackie*, The Introduction of Mixed Farming in Northern Nigeria. (Empire Journal of Experimental Agriculture), Oxford 1936.
- <sup>6</sup> *Chater*, Rhodesia, the Pioneer Colony (National Geographic Magazine), Washington 1935.
- <sup>7</sup> Rapports du Gouvernement Général de l'Afrique Occidentale Française, (Expos. coloniale), Paris 1931.
- <sup>8</sup> *Chudeau*, Le Sahara Soudanais, Paris 1909.
- <sup>9</sup> *Abadié*, La Colonie du Niger, 1927.
- <sup>10</sup> *Martelli-Chautard*, Cultures Vivrières et Cultures d'Exportation (Actes et Comptes Rendus de l'Association Colonies-Sciences), 1935.
- <sup>11</sup> *Obst*, Das abflußlose Rumpfschollenland im nordöstlichen Deutsch-Ostafrika, Hamburg 1923.
- <sup>12</sup> *Duisburg*, Beiträge zur Volkskunde der Kanuri (Koloniale Rundschau), Berlin 1933.
- <sup>13</sup> *Brendel*, Die Kolonisation Ugandas, Großhain 1934.
- <sup>14</sup> *Hansford*, Effects of the Development of the Cotton Industry on Native Agriculture in Uganda (Emp. J. Exper. Agric.), Oxford 1936.
- <sup>15</sup> *March*, The Development of Native Agriculture in the Nuba Mountains of the Sudan (do.)
- <sup>16</sup> *H. Bächler*, St. Gallen-Amboni, Persönliche Mitteilung.